



Intro/Impressum	5
Hommage á Heijo Hangen	6
10x10	12
99 Schmetterlinge und ein kleines Unglück	14
Kapitaler Zuwachs	16
Pionierin der Porträtfotografie	18
Tanz der Puppen	20
Von Würzburg nach Rotterdam	22
Genialer Wurf	24
Paradies gesucht	28
Aller Unbill zum Trotz	33
Comics entdeckt	34
Short cuts	36

KUNSTHALLE
SCHWEINFURT

11. 11. 2011 - 11. 3. 2012

Figur pur

4 Künstler 4 Positionen



Bylandt-Rheydt
Kirchner
Lammeyer
Lindner



Rüfferstraße 4, Schweinfurt
www.kunsthalle-schweinfurt.de

10-17 Uhr, Do 10-21 Uhr
Mo geschlossen

PETER WITTSTADT MALEREI UND PLASTIK

08.01.2012 bis 05.02.2012

SPITÄLE
An der Alten
Mainbrücke
Zeller Str. 1
97082 Würzburg



Öffnungszeiten:
Di -Do 11.00 bis 18:00 Uhr
Fr 11:00 bis 20:00 Uhr
Sa +So 11:00 bis 18:00 Uhr

werkstattgalerie
im
Kulturspeicher
vom
11. bis 29. Januar 2012

Fotografien
von
Wolf-Dietrich Weissbach
„Gestrüpp“

Intro

Nun wollen wir nicht lamellisieren. Nein, lamentieren und dann bagatellisieren ist nicht unsere Sache. Dennoch beschleicht uns jedes Mal, wenn sich ein Jahr dem Ende neigt, das Gefühl der Leere. Viel haben wir geschrieben und abgelichtet, freie Zeit investiert und dabei Kosten und Mühen gescheut, jetzt fehlt die Energie sich an dieser Stelle noch ausgiebig auszulassen. Doch wollen wir die Leserschaft noch mit einem kleiner Jahresgabe beschenken, einer neuen Würzburger Spezialität. Es ist die Würzburger Lamelle.

Diese kann sich nun, Dank unserer Erfindungsgabe, jeder selbst ins Eigenheim bringen. Die Bauanleitung: Man besorge sich Marzipanrohmasse und schneide diese in handliche Lamellen. Vonnöten ist allenfalls eine Naschkatzenverbrämung; als Garnierung schlagen wir dennoch Schokostreusel vor.

Für diejenigen, die sich eine Lamelle in Kulturspeicheroriginalgröße nachbauen möchten, hier sind die Maße: Länge 195 cm, Breite 23 cm, Höhe 10 cm. Wie schwer diese wird, können wir leider nicht mitteilen, da uns momentan das spezifische Gewicht der Marzipanmasse nicht geläufig ist. Auch dürften Schrauben bei einer Anbringung an die Wand wenig von Nutzen sein.

Ansonsten dürfte unser Leckerli besser munden wie das Original, welches manchem Architekten oder Bauherrn schwerer im Magen liegen dürfte.

Mögen Einsicht, Weitsicht, Nachsicht und Rücksicht uns allen unverbaut beschieden sein. Wir sehen uns 2012. Hoffentlich.

Die Redaktion



nummereinundsiebzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –
Verein zur Förderung von Kultur in
Würzburg

Druckauflage: 1500 Exemplare

Herstellung: Beckdruck GmbH, Würzburg

Kontakt

nummer

c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as], Renate
Freyeisen [frey], Frank Kupke [fk], Ulrich
Karl Pfannschmidt [ukp], Brigitte Hausner,
Eberhard Fiebig, Hannes Schwenger, Erhard
Driesel.

Für die Inhalte der
Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe HKS K 36

Layout

Wolf-Dietrich Weissbach

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:		
€ 100	Ganze Seite	180 x 240 (186 x 246)
Short Cuts:		
€ 80	Viertelseite	77,5 x 100
€ 100	Halbe hoch	77,5 x 205
€ 100	Halbe quer	160 x 100
€ 200	Ganze Seite	186 x 246
€ 250	Anschnitt/U4	186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm		
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.		

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100	HKS-Farbskala
€ 125	Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.	

€ 42	Mitgliedschaft im Förderverein Kurve e.V.	10 x 1 Heft
€ 30	Jahresabonnement	10 x 1 Heft
€ 30	Geschenkabonnement	10 x 1 Heft
€ 60	Förderabonnement	10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.		

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung:



Hommage á Heijo Hangen

Künstlerkollege Eberhard Fiebig anlässlich der Verleihung des Peter c. Ruppert-Preises 2011 für Konkrete Kunst in Europa im Museum im Kulturspeicher in Würzburg

Sie alle ahnen nicht, wie sehr ich diesen Tag herbeigewünscht habe und wie glücklich ich darüber bin, daß dieser Preis, den wir dem großmütigen Ehepaar Ruppert verdanken, endlich meinem Freund Heijo Hangen zugesprochen wurde. Endlich erhält dieser großartige Maler, dessen Bilder ich über alles schätze, den Preis, der ihm gebührt. Mit welchem Recht ich das sage, wird Ihnen der Laudator dieses Abends begreifbar machen, indem er uns etwas über die Malerei, also über die Farbe im Werk von Heijo Hangen erzählen wird. Denn es ist die Harmonie der Farben, die Hangen in seinen Bildern vor uns ausbreitet. Die eigenartige Flächenteilung des Quadrates ist nur eine geniale Zutat, durch die Hangen das aus dem Kreis entwickelte Ying-Yang ins Quadrat übersetzte. Mehr will ich nicht verraten, denn ich spreche nur den Prolog, durch den ich Ihnen aber begreifbar machen will, welchen Dilemmata, welchem Desaster zum Trotz, dieses Werk in einem langen, entsagungsvollen Leben, allen Widerständen zum Trotz, hochgestemmt wurde von Heijo Hangen und seiner Frau, die ihm stets zur Seite stand. Glauben Sie mir, das Leben an der Seite eines Künstlers ist harsch und voller Entbehrungen. Denn es ist ein Leben, in dem es oft nur noch darum geht, auf den Beinen zu bleiben, trotz aller Bedrängnis den nächsten Tag noch zu erleben. Leider kann Frau Hangen heute nicht unter uns weilen.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß Heijo Hangen sein Leben in innerer Emigration verbrachte. Denn ein Werk wird heute nur dann öffentlich wahrgenommen, wenn es den Regeln des Marketing genügt. Die Hingabe aber, die eine so fundamentale Arbeit, wie sie die Malerei von Heijo Hangen fordert, taugt nicht für den Eventklamauk. Jedes dieser Bilder fordert vom Maler neue Orientierung und eine materielle Basis. So etwas quillt ja nicht einfach aus einem heraus. Ich will diese Arbeit nicht glorifizieren, aber als letzte Maxime gilt auch für Hangen das Wort von Gottfried Benn: „Im Dunkel leben, im Dunkel tun, was wir können.“

Es ist nicht gerade ein erhebendes Zeichen unserer Zeit, da? in Deutschland nur drei Prozent aller

bildenden Künstler von ihrem Werk kärglich leben können, wo doch in unserer Republik seit Jahren über 28% des Bruttosozialproduktes im Sektor Kultur erwirtschaftet werden. Was die politischen Repräsentanten und Kulturfunktionäre nicht daran hindert zu behaupten, die Kultur sei ein Zuschußunternehmen. Außerdem will man uns einreden, die Künste seien in erster Linie eine private Angelegenheit. Aber die Künste sind keine private Sache, sie sind eine universale. Wie wäre sonst das hohe Ansehen, das zum Beispiel die Impressionisten noch heute in aller Welt genießen, begreifbar. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie stolz diese Nation nach dem verlorenen Krieg war, der Welt zeigen zu können, daß sie nicht nur eine Nation der Blutsäufer war, sondern im Verweis auf Heinrich und Thomas Mann, Bertholt Brecht, Gottfried Benn, Franz Marc, Emil Nolde, Else Lasker-Schüler, Paul Klee, Käthe Kollwitz, Hans Eisler und tausend anderer wegen, deren Werke der gesamten Menschheit gehören, doch wert sei, wieder in die Gemeinschaft der Völker aufgenommen zu werden. Ich erinnere mich sehr genau daran, wie emphatisch jeder Künstler bejubelt wurde, der aus der Emigration zurückkehrte. Damals hatte das Wort von Hölderlin: „Nichts Mächtiges ist es, was wir wollen, aber zum Leben gehört es“, noch Gewicht. Heute brüllt man uns in die Ohren, die Malerei sei überflüssig, ihre Zeit sei abgelaufen. Wenn ich lese, daß man in dieser Stadt des Balthasar Neumann, in der Walther von der Vogelweide im Kreuzgang des ehemaligen Kollegialstift Neumünster begraben liegt, in einer Person, Kultur, Sport und Schulreferat sein kann, weiß ich, daß die Künste hier nur im Dreierpack durchgeschleift werden. Was wäre dieses Museum ohne die Sammlung Ruppert?

Haben Sie jemals darüber nachgedacht, welchen Mehrwert der Staat noch heute aus den Werken Mozarts, um nur einen von Tausenden zu nennen, herauspreßt? Ja Francis Ponge hatte schon recht zu schreiben, daß man der Kunst gegenüber auf zweierlei Art reaktionär sein kann: Erstens, indem man ihr keine Bedeutung beimißt; zweitens ihr Bedeutung beimißt, doch auf der Basis von Werken,

Heijo Hangen beim Künstlergespräch 2003 in Würzburg. / Foto: Achim Schollenberger



Werke von Heijo Hangen in der Sammlung Ruppert im Museum im Kulturspeicher. Foto: Weissbach





Rosemarie und Peter C. Ruppert Foto: Weissbach

die unbedeutend sind. Der Einladung von Frau Dr. Maria Velte folgend war ich 1966 von Frankfurt am Main nach Koblenz gefahren. Frau Dr. Velte, damals Direktorin des Mittelrhein-Museums, war mir durch ihre Dissertationsschrift: „Die Anwendung der Quadratur und Triangulatur bei der Grund- und Aufrißgestaltung der gotischen Kirchen“ Jahre zuvor bekannt geworden. Seitdem hielten Frau Dr. Velte und ich Kontakt.

Als mich Frau Dr. Velte bat nach Koblenz zu kommen, ahnte ich nicht, daß sie sich zum Ziel gesetzt hatte, mich mit ihrem lieben Freund Hangen bekanntzumachen. Wahrscheinlich hielt Frau Dr. Velte diese Absicht vor mir verborgen, weil sie wußte, daß ich dieses Einfädeln von Künstlerbekanntschaften nicht schätzte. Einmal in Koblenz, gewissermaßen in der Falle, ließ ich mich von Frau Dr. Velte zum Astein führen, jenem Ort oberhalb der Festung Ehrenbreitstein, an dem Sie, Herr Hangen, und Ihre Frau heute noch leben.

Als mich Frau Dr. Velte Ihnen vorstellte, waren Sie wie vom Blitz gerührt, total aus dem Häuschen: Denn angeregt durch eine Bericht der Frankfurter

Rundschau über meine Ausstellung im Hessischen Rundfunk hatten Sie geplant, mir zu schreiben und nun stand, Wunder über Wunder, der, dem sie schreiben wollten, unerwartet vor Ihrer Tür.

Zwei Jahre später, 1968, richtete uns Frau Dr. Velte eine gemeinsame Ausstellung im Mittelrhein-Museum Koblenz ein.

In den darauffolgenden zehn Jahren haben wir gemeinsam in vielen Galerien ausgestellt, manche Reise unternommen und uns auch dann nicht aus den Augen verloren, als der Markt, und mit ihm die Direktoren der Museen, an solchen Dialogen keinen Gefallen mehr fanden, sich jene geistfernen Zeiten herausbildeten, von denen Hans Wollschläger 1984 sagte, daß wir den Kenntnisstand unseres Volkes der Dichter und Denker nicht gering genug einschätzen können, weil selbst im kleinen Kreis jener Menschen, die noch Bücher lesen, Konzerte, Museen und sogar Ateliers besuchen, die Zahl derer wächst, die sich Rechte herausnehmen gegen uns, die durch keine Pflicht in Waage gehalten werden, die uns dreinreden und der Rotspon, den sie dazu brauchen, am Ende mehr kostet als das Beredete selbst. Es sind jene,

durch die das Wort Kunst zum bedeutungslosen Füllwort wurde. Daß, wie Hegel forderte, vom Geist überhaupt nur in der Begeisterung gesprochen werden kann, kümmert diese Falschmünzer nicht. In der Schule wird auch heute nicht für die Muße, sondern für das Leben gelernt. Was das heißt, macht die Tatsache deutlich, daß unsere Kinder als Humankapital, als Ressource, bezeichnet werden, als seien sie nicht anderes, als ein materielles Vorkommen. Daß es keinen Grund gibt, diesem Material den kulturellen Reichtum, der den europäischen Kontinent prägt, begreifbar zu machen, ist leicht einzusehen. Erstaunlich ist aber, daß selbst für diese Menschen, die amüsich dressiert wurden, die Malerei, die Musik, die Dichtung, die Bildhauerkunst in ihrer sinnlichen Präsenz verständlich bleiben, solange ihnen nicht, durch vorausseilende intellektuelle Verhexung ihres Verstandes, das Vertrauen in die eigenen fünf Sinne ausgetrieben wurde.

Gelegentlich werde ich gefragt, was Hangen und mich verbindet. Uns verbindet die Differenz. Damit meine ich nicht nur jene Differenz, die zwischen dem Bild und der Skulptur besteht. Denn die Malerei handelt die Bildlichkeit der Welt, während die Bildhauerkunst die Dinglichkeit der Welt zum Inhalt hat. Hangen und ich betrachten die Welt auch sonst von anderer Basis aus. So wie es kein kleinstes gemeinsames Ganzes zwischen unseren Werken gibt, gibt es auch kaum Gemeinsames in unserem Leben. Dennoch sagen unsere Werke, jenseits jeder Vereinheitlichung Gleiches. Nicht weil wir auf Identität bedacht sind, sondern aus der Ablehnung des scheinbar Identischen heraus. Uns war immer bewußt, daß jedes unserer Werke nichts anderes sagen kann, als sich selbst. Darum begeht groben Unfug, wer meint, unsere Werke als Derivate der Mathematik interpretieren zu müssen. Die Malerei und die Skulptur sind viel älter als die

Mathematik. Wenn Sie sich die Höhlenzeichnungen, die vor 30 000 Jahren geschaffen wurden oder die winzigen Schnitzereien die 35 000 Jahre auf dem Buckel haben, ansehen, dann werden Sie zwei wesentliche Einsichten gewinnen. Erstens, daß die Malerei und die Skulptur von Anbeginn vollendet waren und zweitens, daß es in den Künsten keinen Fortschritt gibt. ¶

(Die Rede von Eberhard Fiebig wurde geringfügig gekürzt.
D.Red.)

Der Künstler Eberhard Fiebig Foto: Weissbach



10x10



Schon mal in Position gebracht haben sich die Leiterin des Museums im Kulturspeicher, Marlene Lauter, und ein Teil ihres Teams um schon jetzt tatkräftig auf ein stolzes Jubiläum aufmerksam zu machen. Die um 90 Grad gedrehte „10“ auf den neuen T-Shirts ist das Logo, welches das zehnjährige Bestehen des Museums im kommenden Jahr visualisieren wird. Ende Februar starten die Feierlichkeiten mit einem großen, aktionsreichen, langen Festwochenende. Das detaillierte Programm und die weiteren geplanten Aktivitäten rund ums Museum und die verschiedenen Sammlungen werden wir in der kommenden **nummer72** vorstellen.

Text/Foto: Achim Schollenberger

99 Schmetterlinge und ein kleines Unglück

In Marktheidenfeld wurde im Dezember der Meefisch 2011 für Kinderbuchillustration vergeben.

Text und Foto: Brigitte Hausner

Demenz ist eine Krankheit, die Betroffene hilflos macht, das Umfeld nicht selten sprachlos. Es ist kein Thema, das leicht zu erklären, noch schwerer zu akzeptieren ist, ein Angstgespenst, welches das Älterwerden begleitet. Vielleicht könnte man es deshalb als sehr „erwachsenes“ Thema bezeichnen. Ausgerechnet mit diesem setzt sich Anna Marshall aber in einem Kinderbuch auseinander für eine Zielgruppe von Sechs- bis Zehnjährigen.

Mit dem Buch „Oma und die 99 Schmetterlinge“ gewinnt sie den „Meefisch 2011“, den Preis für

Bilderbuchillustration. Dieser wird alle zwei Jahre von der Stadt Marktheidenfeld ausgeschrieben. Er ist dotiert mit 2000 Euro und der Veröffentlichung des Gewinnerbuches im Arena Verlag.

In der Laudatio heißt es: Anna Marshall ist nicht nur eine talentierte Illustratorin, sondern auch eine begabte Autorin. In den folgenden Erläuterungen kristallisiert sich heraus, es ist gerade das spezielle Thema, welches die Arbeit vor den Augen der Jury so preiswürdig macht.

Mit einfachen Worten erzählt die in Karlsruhe lebende Autorin von den Erlebnissen eines kleinen



Eine Illustration aus dem Gewinnerbuch

Die Preisträgerinnen Barbara Stachuletz (Publikum) und Anna Marshall (Meefisch)(r)



um Illustration und auch die ist bei Anna Marshall anspruchsvoll. Verschiedene Perspektiven gestalten eine Szene. Dabei arbeitet die Illustratorin mit Collage, Malerei und Zeichnung. Motive aus ihrem eigenen Fotoalbum mischen sich mit Ausschnitten von fremden Fotos, die sie im Großpack im Internet ersteigert hat. Kurz, es gibt jede Menge in ihren Bildern zu entdecken, wenn man sich die Zeit nimmt. Die Szenen erschließen sich nicht auf den ersten Blick und auch das ist sicherlich etwas, das die erwachsene Leserschaft schätzt. Die kleinen Leser

müssen da eher angehalten werden, noch mal genauer hinzuschauen, um alles zu erfassen. Kaufen tun in der Regel die Erwachsenen die Kinderbücher, und die wiederum schätzen den „pädagogischen Mehrwert“. Schnell werden genau genommen die Erwachsenen die Zielgruppe. Aber da ist „Oma und die 99 Schmetterlinge“ in guter Gesellschaft. Einen didaktischen Anspruch haben die meisten Kinderbuch-Klassiker. Die Kunst ist es, das Lernziel in kindgerechte Szenen zu verpacken, die leicht verständlich sind, sich einprägen, sei es durch Sprache oder Bilder, im besten Falle durch beides.

Ohne einen „tieferen Gedanken“ hinter den bunten Bildern geht es offensichtlich nicht, auch nicht, wenn das Publikum entscheidet. Nimmt man den mit 500 Euro belohnten Publikumspreis „Wie das kleine Unglück sein Glück fand“ von Barbara Stachuletz aus Düsseldorf unter die Lupe, trifft man hier auf eine nicht einfach zu beantwortende Frage: Was ist Glück? Eine Thema, mit dem sich viele Philosophen beschäftigt haben. Deren Antwort sieht vielleicht etwas anders aus, als die der Kinderbuchautorin, doch nicht nur die Mehrzahl der Erwachsenen, sondern auch die meisten Kinder, die in der Ausstellung der 18 ausgewählten Finalteilnehmer im Marktheidenfelder Kulturzentrum Franck-Haus abgestimmt haben, fanden das „Kleine Unglück“ prima, wohl auch deswegen, weil die Illustrationen schnell und einfach zu erfassen sind. ¶

Die Autorin erzählt bei der Preisverleihung über ihre Arbeitsweise. Zuerst entsteht die Geschichte, erst danach kommen die Illustrationen. Und irgendwie hat ihre eigene Biographie auch bei der Entstehung des Preisträgerbuches mitgespielt. Sie selbst hat eine gute Beziehung zu ihrer Oma. Aber die leide nicht an Demenz, fügt sie rasch hinzu und verscheucht damit schnell jede aufkeimende Bedrückung oder Verlegenheit. Anna Marshall findet die „Bildübersetzung für schwierige Dinge“ sagt Isa-Maria Röhrig-Roth, Programmleiterin des Arena Verlages. In der „Übersetzung“ der Preisträgerin ist das Angstgespenst Demenz gar nicht mehr so angsteinflößend. Es löst sich auf, im 100. Schmetterling – für die Erwachsenen zumindest – und die Jury ist ja auch erwachsen. Eine Wunschtraumwelt für die Großen, das zu erreichen, ist preiswürdig. Aber was ist das ansprechende Buch für die Sechs- bis Zehnjährigen? Die Geschichte von einem Mädchen, das mit seiner Großmutter seltsame Dinge erlebt. Kann die kleine Leserschaft die Bedeutung des Themas hinter der Geschichte erfassen? Genau genommen ging es ja

„Oma und die 99 Schmetterlinge“ von Anna Marshall ist im Buchhandel erhältlich.

Kapitaler Zuwachs

Werke von Christian Mischke im Würzburger Martin-von-Wagner-Museum

Text und Fotos: Frank Kupke

Freilich ist es dem Erhaltungszustand der Exponate zuträglicher. Aber eigentlich ist es schade, daß das, was derzeit in der Gemäldegalerie des Martin-von-Wagner-Museums im Südflügel der Residenz zu sehen ist, nach Ausstellungsende in anderthalb Monaten in der Graphischen Sammlung und damit aus dem Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit verschwinden wird. Die Werke von Christian Mischke, die hier zu sehen sind, sind sowohl technisch wie auch künstlerisch von sehr hohem Rang. In der Sonderausstellung wird die Hälfte der insgesamt 180 Arbeiten gezeigt, die jüngst dem Museum von Gisela und Karl Haberkorn geschenkt wurden. Die Schenkung erfolgte im Einvernehmen mit dem Künstler und dessen Mentor Rüdiger an der Heiden, dem langjährigen Konservator an der Alten Pinakothek München. Die gezeigten Werke des

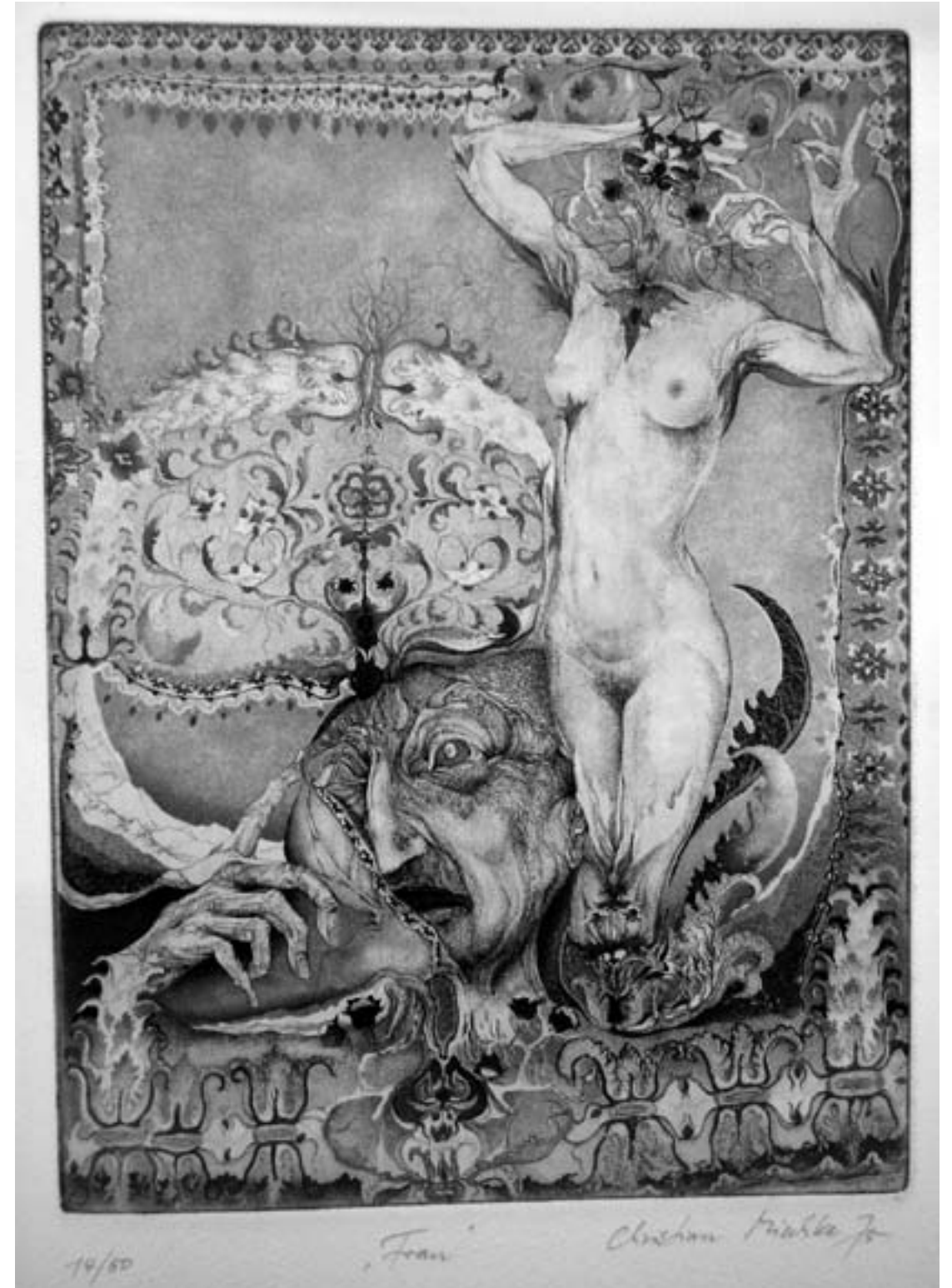
heute 67jährigen Künstlers entstanden in den Jahren 1968 bis 2007. Mit großer Akribie und technischer Meisterschaft gestaltet der aus Schlesien gebürtige und in München lebende Mischke in seinen Graphiken literarische, mythologische und exotische Themen. Christian Mischke ist ein zeitgenössischer Graphiker von europäischem Rang. So sagt denn der Konservator der Neueren Abteilung des Martin-von-Wagner-Museums, Dr. Tilman Kossatz: „Ein solch kapitaler Zuwachs ehrt das Museum ganz besonders, die Schenkung und die Ausstellung sind mehr als ein lokales Ereignis.“ Und mit Blick auf die Mischke-Bestände an anderen europäischen Museen meint Prof. Stefan Kummer: „Wohl kaum eine andere Sammlung dürfte über einen so reichhaltigen Bestand seiner Graphiken verfügen wie nunmehr das Martin-von-Wagner-Museum.“ So der Inhaber des Würzburger Lehrstuhls für Kunstgeschichte und Leiter der Neueren Abteilung des Martin-von-Wagner-Museums im Vorwort zum Ausstellungskatalog. Kummer hat bei Herbert Siebenhüner promoviert, der auch der Lehrer des Mischke-Mentors Rüdiger an der Heiden war. Die andere Hälfte befindet sich in der Graphischen Sammlung des Martin-von-Wagner-Museums, wo man sich die Mischke-Blätter – wie auch die anderen 25000 dort aufbewahrten Graphiken, Zeichnungen und Blätter – zeigen lassen kann. Dort sogar ohne Glas davor. Und ein ausgiebiges Betrachten der Werke von Christian Mischke lohnt sich. Denn erst dann entfalten die Radierungen ihren ganzen künstlerischen Reichtum mit all seinen Anspielungen an Antike, Orient und deutsche Romantik. Was bei diesen filigranen Grafiken freilich stets in Bann zieht, ist die ungeheure Virtuosität des Künstlers im Umgang mit den verschiedensten sehr aufwendigen Drucktechniken, vor allem der Aquatinta. ¶

Sonderausstellung in der Gemäldegalerie: Di.-Sa. 10-13.30 Uhr; zusätzlich So. 11. Dez., 8. Jan., 22. Jan. u. 5. Febr. 10-13.30 Uhr. Bis 5. Februar. Freier Eintritt, (Graph. Samml.: Di. u. Do. 16-18 Uhr).

Christian Mischke: „Das Incognito“ (Radierung mit Strichätzung, 1991), aus dem Zyklus „Zu Eichen



Christian Mischke: „Istanbul – Frau“ (Farbradierung mit Strichätzung, 1974/75) ■



Pionierin der Porträtfotografie

Gisèle Freund in Aschaffenburg

Von Renate Freyeisen

Eigentlich wollte sie Schriftstellerin werden, aber dann gab ihr der Zufall, nämlich das Geschenk ihres Vaters zum bestandenen Abitur, eine Kamera, in die Hand. Mit dieser Leica zog sie los, fotografierte Pariser Leben, Volksauflauf, schlimme soziale Zustände, vor allem aber Menschen: Gisèle Freund (1908-2000), eine der bemerkenswertesten Frauen des vergangenen Jahrhunderts und auf dem Gebiet der Porträtfotografie eine Pionierin. Sie betrachtete sich nicht als Künstlerin, schuf aber mit ihren Fotografien herausragender Persönlichkeiten von Literatur, Malerei und öffentlichem Leben eindeutig Kunst. Damit bietet ihr Werk einen unverzichtbaren optischen Querschnitt durch die Avantgarde-Kunst der 40er bis 70er Jahre des 20. Jahrhunderts. In der Aschaffener Kunsthalle Jesuitenkirche lernt der Betrachter nun auf 100 teilweise handsignierten Porträtaufnahmen die wichtigsten Vertreter der verschiedenen Kunstrichtungen kennen, in quasi privaten, unverstellten Situationen, ohne Pose. Das erreichte sie dadurch, daß sie zu ihrem jeweiligen Gegenüber eine persönliche Beziehung im Gespräch aufbaute; Virginia Wolff fand das hinterher fast etwas hinterlistig. In so entspannter Atmosphäre kam Freund dem Porträtierten nahe; er sollte natürlich, lebensecht, oft bei einer typischen Beschäftigung oder in seinem eigenen, unverwechselbaren Umfeld abgelichtet werden, also in einem für ihn charakteristischen Moment. Damit hängt eng zusammen, daß Freund niemals retuschierte. Sie nahm die Personen mit einem untrüglichen Sinn für den Ausschnitt, für effektvolle Beleuchtung, für Spannung im Bild wahr. Dabei hatte sie das nie gelernt. Von ihren familiären Voraussetzungen her war die Tätigkeit als Fotografin auch nicht gewollt, genauso wenig wie ihr abenteuerliches Leben, ihr eigenwilliges Auftreten als ungewöhnlich selbstbewußte Frau. Gisèle Freund stammte aus einer reichen, kunstsinnigen Familie in Berlin, studierte Soziologie und Kunstgeschichte, war politisch links

aktiv, floh 1933 vor den Nazis nach Paris, das später ihr Lebensmittelpunkt wurde, verkehrte dort in den wichtigsten literarischen Kreisen, solidarisierte sich früh gegen die Faschisten, verdiente anfangs mit Fotoreportagen ihr Geld. Ihr privates Interesse aber galt da schon den Schriftstellerbildern; die Begegnung mit Walter Benjamin war prägend; ihn traf sie an in der Bibliothèque Nationale, wo sie selbst für ihre Doktorarbeit recherchierte; daraus entwickelte sich eine tiefe Freundschaft. Auch André Malraux begleitete sie ihr Leben lang mit der Kamera. Über zwei Buchhändlerinnen in Saint Germain bekam sie weiteren Zugang zur Kunstszene, und konnte so bedeutende englischsprachige Autoren wie James Joyce, ab den 30er Jahren auch deutsche Emigranten und französische Autoren wie Paul Valéry oder André Gide porträtieren. Übrigens entstanden hier ab 1938 die ersten Farbfotos. Doch nicht nur die Kunstszene war ihr Betätigungsfeld. Ihre sozialkritischen Fotos zeugen von ihrer politischen Haltung, dokumentieren z. B. die Mißstände in den Arbeitersiedlungen in England, die Arbeitslosigkeit, aber auch den verräterischen Pomp, den eine Evita Peron in Argentinien entfaltete. 1942 mußte Freund nämlich wieder emigrieren, ging diesmal nach Argentinien, wo sie 10 Jahre blieb, lebte dann ab 1952 in Mexiko und kehrte 1953 nach Paris zurück, wo sie hoch geachtet im März 2000 starb. Sie war eine äußerst emanzipierte Frau, was ihre Beziehungen zu Männern und Frauen betraf, publizierte auch theoretisch über die Fotografie, etwa mit dem Buch „Fotografie und bürgerliche Gesellschaft“. In Argentinien war die reiche Schriftstellerin Victoria Occampo ihre Vermittlerin mit der Literaturszene; doch die entlarvende Fotoserie für das amerikanische Life-Magazin über den Luxus von Evita Peron löste einen Skandal aus, und so war auch hier ihr Aufenthalt nicht mehr erwünscht. Freund ging nach Mexiko, wo sie mit Frida Kahlo Freundschaft schloß und sie natürlich auch porträtierte. Nach der Rückkehr nach Paris

Gisèle Freund, Selbstbildnis mit Kamera, Mexico-City 1950,
Courtesy Galerie Clairefontaine, Luxemburg.



fotografierte sie oft die Surrealisten. Das individuell Menschliche der Porträtierten war ihr dabei immer wichtig. Die Gesichter von Marcel Duchamp, Samuel Beckett, Henri Matisse, Jean Cocteau, von Colette oder Simone de Beauvoir sprechen dabei eine deutliche Sprache. Da Freund in großen Illustrierten veröffentlichte, kamen nun Schriftsteller wie Hermann Hesse auf sie zu, um sich ablichten zu lassen. Daß dann

auch Staatsoberhäupter wie Francois Mitterrand oder Willy Brandt sie mit Porträts beauftragten, verwundert nicht. Der Betrachter von heute aber ist dankbar über die authentischen, unmittelbar ansprechenden Bilder und begegnet so längst Verstorbenen auf den Fotos von Freund, als ob sie noch lebendig wären. Obendrein fasziniert die künstlerische Qualität dieser Zeitdokumente. ¶

Tanz der Puppen

... im Siebold-Museum
in Würzburg

Text / Fotos: Frank Kupke



Harumi Oshima: „Feuerwerk“ (aus der Serie „Feste“)

Das Siebold-Museum läßt die Puppen tanzen. Bis zum 17. Januar sind hier zwar nicht lebensgroße, aber dafür phantastisch lebensechte, moderne Puppen aus Japan zu sehen. Die Sonderausstellung beweist, daß Puppen auch etwas für Erwachsene sein können. Zumindest, wenn es um Puppenkreationen aus der Hand der in Tokyo lebende Künstlerin Harumi Oshima handelt. Oshima stellt mit ihren Puppen Szenen japanischer Volksfeste dar, auf Japanisch „Matsuri“, wie auch der Titel der Ausstellung lautet. Ohne Requisiten, nur durch die Kleidung und mit dem scheinbaren Tun der Puppen läßt die Künstlerin ein ganzes Fest-Szenario entstehen. Mitunter genügt eine Einzelpuppe. Daß die als Individuen aufgefaßten Puppengestalten so überzeugend sind, liegt an der feinen Beobachtungsgabe von Oshima und an der großen Kunstfertigkeit, mit der die Künstlerin das Beobachtete in ihren Arbeiten Gestalt annehmen läßt. – Außerdem zeigt das Siebold-Museum in dieser Sonderausstellung traditionelles japanisches Volksspielzeug aus der Sammlung des Poeten Tomizo Kitauchi. ♪

Öffnungszeiten: Di.-So. 15-17 Uhr, Sa. u.
So. sowie zusätzlich 10-12 Uhr (bis 31.12.).
Bis 17. Januar



Harumi Oshima: „Tanabata“ (aus der Serie „Die Flegeljähre“)

Von Würzburg nach Rotterdam

Über den Nachlaß des fränkischen Dichters Emil Mündlein

Von Hannes Schwenger



Foto: Wolf-Dietrich Weissbach

Er hieß Emil Mündlein, und er schrieb am liebsten in fränkischer Mundart. Aber er hätte schon ein Großmaul sein müssen, um damit Großverlage und Großkritiker auf sich aufmerksam zu machen. Besser gelang ihm das im Kreis kritischer Kollegen und hellhöriger Rundfunkredakteure, die seine Hörspiele für die Sender der ARD zu schätzen wußten, wie mir ein gemeinsamer Freund versichert, der Roman- und Hörspielautor Gert-Peter Eigner, der zuletzt 2010 den Kranichsteiner Literaturpreis erhielt. Wir sind uns im „wortraum“ Winterhausen begegnet, wo ich meinen Verlagsautor Eigner mit einer Lesung vorstellen durfte. Auch da hielt sich Emil Mündlein als Gastgeber an der Seite der „wortraum“-Chefin Petra Hochrein zurück: Ihm genügten ein paar einführende Worte, um die Lesebühne für Autor und Werk freizumachen. Erst später, am runden Tisch mit Freunden beim Frankenwein, konnte man Emil Mündlein als lebenserfahrenen Autor unter seinesgleichen kennenlernen, der über Literatur und Leben ein Wort mitzureden hatte. Eigner und er entpuppten sich dabei als Seelenverwandte, die ihre Lebensreise durch halb Europa geführt hatte - Emil Mündlein in jungen Jahren als Flußschiffer auf Main, Neckar und Rhein (bis nach Rotterdam). Beide waren eine Zeit ihres Lebens Lehrer, Eigner früh und kurz, Emil Mündlein spät und bis zum Ruhestand im Jahr 2005.

Daß er einmal Flußschiffer gewesen war, habe ich erst bei dieser Gelegenheit erfahren. Und noch später, daß diese Erfahrung für ihn nicht nur Schule des Lebens, sondern auch Gegenstand epischen und autobiographischen Schreibens war. In seinem Nachlaß fand sich der Entwurf eines großen Episodenromans über das Leben auf dem Fluß, den er fast zur Hälfte ausgeführt hatte und dessen Vollendung er sich für die Zeit des Ruhestands vorgenommen hatte. Ich wußte davon, seit er mich ein Jahr vor seinem zu frühen Tod 2009 um Rat gebeten hatte, ob das Konzept und die vorliegenden Kapitel schon ausgereift seien, um sie einem namhaften Verlagslektorat anzuvertrauen. Bis dahin war nur sein Kinderbuch „Der Weg nach Aitupo“ in einem größeren Verlag erschienen und sogar von der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendbuch zum Buch des Monats gewählt worden; für seine schmalen fränkischen Gedichtbände und Prosaskizzen in regionalen Verlagen war er - mit glücklicher Hand - meist sein eigener Lektor gewesen. Für das Flußschifferbuch - Arbeitstitel „Eine Spur auf dem Strom“ - hoffte er auf ein breiteres Echo in einem großen Verlagshaus, auf das er - erfahrener Flußschiffer - schon vorsichtig

zusteuern wollte. Dabei war er mit sich selbst noch nicht zufrieden, nur ein halbes von zwei Dutzend ausgeführter Episoden fanden bereits Gnade vor dem eigenen Urteil. Ich wollte ihm da nicht widersprechen, konnte ihn aber auch ermutigen, den Grundton einer Erzählung auszuspinnen, die er als erste, gewissermaßen als Vor- und Urfassung des geplanten Romans, begonnen hatte. Wir schieden zuversichtlich an diesem sonnigen Morgen in einem Café am Würzburger Marktplatz, nur daß Emil Mündlein noch über eine schlechte letzte Nacht mit allerlei vagen Schmerzen klagte. Die nächste überfiel ihn tödlich; er starb nach Tagen im Koma.

Petra Hochrein und Mündleins Schwester Herta Huhn haben mir schließlich die Flußschiffer-Fragmente anvertraut - zu wenige Seiten, um sie auch nur als Romanfragment zu drucken, aber in der Urfassung faszinierend genug, um postum einen Verlag für ein bibliophiles Kabinettstück zu gewinnen. Reinhard Scheuble, nach Jahren als Drucker für meine Berliner „Mariannenpresse“ und Werkstattleiter am Frankfurter Städel, selbst zum Verleger für Künstlerbücher und Pressendrucke aufgestiegen, begeisterte sich für das Vorhaben, und mit ihm gleich zwei Künstlerinnen, die den Text mit Malerei und Druckgraphik begleiten wollten. So sind aus Emil Mündleins Erzählung gleich zwei Bücher im Verlag „Die Quetsche“ (Riesbülldeich 2 in 2889 Witzwort, www.quetsche-witzwort.de) entstanden: Ein Malerbuch der Malerin und Buchkünstlerin Gisela Mott-Dreizler in 18 Exemplaren, von denen jedes ein Unikat darstellt, auf schwerem Büttenpapier, in Halbleder gebunden, im Schmuckschuber und zu einem Sammlerpreis von 1900 Euro. Und ein zweites, originalgraphisches Buch der Künstlerin Tinka Bechert, das von Reinhard Scheuble mit farbigen Pigmenttinten gedruckt und in 50 Exemplaren von Hand gebunden wurde. Es variiert in Collagen und Assemblagen ein Seitenthema in Mündleins Erzählung, den alles beherrschenden Rost auf den eisernen Flußschiffen: Eine Vorzugsausgabe dieses Buchs in 10 Exemplaren ist in dünne Bleche gebunden, die eine Rostpatina aufweisen und mit Lack geschützt sind. Sammler legen dafür gern noch einmal 160 Euro auf den Preis der Normalausgabe (220,- / 380,- Euro) drauf.

So bleibt von Emil Mündlein eine doppelte Spur im Strom der Zeit. Sein Nachlaß geht übrigens an das von Walter Höllerer begründete Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, das für seine Sammlung regionaler und Mundartliteratur bekannt ist. ¶

Hannes Schwenger, geb 1941 in Meiningen und aufgewachsen in Würzburg, lebt als Schriftsteller und Publizist (von 1979-2009 Leiter der Edition Mariannenpresse) in Berlin. In Würzburg rief er 1982 zur Gründung der Leonhard-Frank-Gesellschaft auf.

Genialer Wurf

Die Wiedereröffnung des Großen Hauses des Meininger Theaters

von Renate Freyisen

Ein genialer Streich zur Wiedereröffnung des Großen Hauses des Meininger Theaters war es, zwei Werke miteinander zu kombinieren, die inhaltlich verwandt sind und durch ihre Unterschiede den Blick auf die Aussage schärfen: Shakespeares bittere Komödie „Maß für Maß“ war die Vorlage für Richard Wagners frühe Oper „Das Liebesverbot“. Beide befassen sich mit Machtmißbrauch und Widerstand dagegen. Während aber Shakespeare in seinem Schauspiel die Intrigen und Verwicklungen zu einem glücklichen, aber fast unglaublichen Ende bringt, läßt Wagner sein Musikdrama schlecht ausgehen. Die Regie von Ansgar Haag verstärkte diese Tendenz noch. Verbindend für beide Werke in Meiningen war das Bühnenbild von Helge Ullmann: eine zweistöckige Architektur im Halbrund auf der geteilten, gegenläufigen Drehbühne, begehbar, in der Mitte dank neuer beweglicher Hebeteknik höhere Podeste für die „Oberen Zehntausend“, ein sichtbares Untergeschoß für die Unterschicht, die mittlere Ebene fürs Volk. Somit waren die sozialen Positionen klar gekennzeichnet. Regisseur Veit Güssow ließ bei seiner Inszenierung von Shakespeares Stück das Ganze in der Gegenwart spielen. Unterstützt wurde dies durch die neue, moderne Übersetzung von Jens Roselt und durch die Verkleidung des halbrunden Hauses mit Glas. Der Zuschauer wird an die Glitzerfassade von Kaufhäusern, Messehallen oder Bürozentren erinnert. Weitere Zutaten, um das Geschehen ins Heute zu versetzen, waren aktuelle Videoprojektionen mit Ansprachen unserer Politiker zu Fragen der jetzigen Krise, irritierend verzerrt durch die Spiegelungen, sowie auch das Auftreten von ausgeflippten Typen wie eines Flaschensammlers oder eines Schwulen, der ständig Pommes mampft. Ein Getränkeautomat an der Seite und ein halb vergammelter Abfallbehälter sollen darauf hinweisen, daß wir uns in den Straßen einer Großstadt befinden. Bei Shakespeare ist dies ein Phantasie-Wien (weit weg von England), der Herrscher und sein Stellvertreter Angelo sowie alle anderen tragen aber italienische Namen. Zusätzlich hat Regisseur Güssow aus Angelo eine Angela gemacht, wollte so durch deren ungehemmtes

Verlangen, die integre Isabella auch körperlich zu besitzen, die gewalttätige Unterdrückung noch unterstreichen. Aus dem Herzog Vincentio, der sich verkleidet, um als vermeintlicher Wohltäter dem Volk aufs Maul zu schauen und seinen Stellvertreter die Drecksarbeit einer Reparatur des verlotterten Staatswesens machen zu lassen, wurde hier eine Art Streetworker geistlicher Prägung. Der Grund für sein „Abtauchen“ in diese soziale Tätigkeit liegt vor allem darin, daß er durch seine laissez-faire-Haltung die Zustände hatte schleifen lassen, jetzt aber den Mut nicht mehr aufbringt, die Zügel per Einhaltung der Gesetze in schmerzender Strenge anzuziehen. Damit macht man sich nicht beliebt. Isabella hat sich vor dem verkommenen, allzu freizügigen Lebenswandel der anderen, vor der Spaßgesellschaft, geflüchtet in eine spirituelle Gemeinschaft, bei Shakespeare in ein Kloster, und wirkt wie ein Fremdkörper in einer Umgebung, in der alles erlaubt ist; es muß nur dem eigenen Nutzen dienen. Nun aber, unter Angela, soll alles anders werden. Moral und Sitte sollen herrschen nach dem Grundsatz „Null Toleranz!“ Sich selbst gestattet Angela alle Freiheiten, wobei sie nach außen hin die schöne Fassade wahrt. Das Gesetz gilt für die anderen; es wird oft nur vorgeschoben zur Einschüchterung. An Claudio, dem Bruder Isabellas, soll deshalb ein Exempel statuiert werden. Denn er hat seine Freundin geschwängert – ein Vergehen, nach den „offiziellen“ Moral-Vorschriften mit dem Tode zu bestrafen. Als Isabella sich für den Bruder einsetzt, merkt sie schnell, daß das Gesetz nicht für die Herrschenden gilt. Die nehmen in ihren Reden ans Volk, das sich ganz Party, Werbung und Konsum hingeeben hatte, vollmundige Parolen in den Mund von den Prinzipien des Rechtsstaates und dem Wohl des Landes. Herzog Vincentio (Ingo Brosch) drückt sich vor seiner unangenehmen Aufgabe, schickt seinen Stellvertreter/seine Stellvertreterin an die Moral-Front. Angela, korrekt, kühl, chic und überlegen von Anja Lenßen dargestellt, übernimmt die Herrschaft, bekommt sie mit einem Blumenstrauß überreicht, begleitet vom Blitzlichtgewitter der Fotografen. Da fühlt man sich an heutige offizielle Rituale erinnert. Daß dabei ein stromlinienförmiger Sekretär ohne eigenes Profil, der unauffällige Escalus (Hans-Joachim Rodewald), diese Zeremonie begleitet, ergänzt den Eindruck inhaltsleerer Vorgänge. Zur bunten Schar der seltsamen Typen, die irgendwie sinnlos herumhängen, zählen der Flaschensammler (Florian Beyer), der Angeber Lucio (Harald Schröpfer), der permanent nur seine Schönheit offeriert im weiß-glänzenden Anzug, oder der Kraftprotz Pompejus (Harald Kübler).



Florian Beyer als Der Flaschensammler in „Maß für Maß“
Foto: Erhard Driesel

Harald Schröpfer, Renatus Scheibe
und Florian Beyer
Foto: Erhard Driesel



Auch die Puffmutter Madame Overdone (Rosemarie Blumenstein), in rotem Kostüm mit Pelzstola, gehört in dieses Milieu; gleichzeitig ist sie eine Vertreterin der mittlerweile verbotenen Spezies des unsittlichen Lebenswandels, muß also um ihr Geschäft bangen. Das tragikomische Geschehen aber kristallisiert sich um die Geschwister Claudio und Isabella. Der zum Tode verurteilte Claudio hadert mit seinem Schicksal, will, daß seine Schwester ihn um jeden Preis, auch um die Aufgabe ihrer Ehre, rettet, und schert sich wenig um seine hochschwangere Freundin Julia (Josephine Fabian). Im Gefängnis wird er in Schach gehalten vom Justizwachtmeister (Michael Jeske), einer Ehrfurcht gebietenden Gestalt, und vom liebend gern prügelnden Wärter Ellbogen (Renatus Scheibe) – der eine ein getreuer Verfechter der Gerechtigkeit, der andere einer, der seine Macht gegenüber Schwächeren und Unterlegenen auskostet. Der Verbrecher Bernardino (schön grob: Ulrich Kunze) fühlt sich wohl in diesem Gefängnis, solange es ihm nicht an den Kragen geht. Daß er schließlich doch dran glauben muß, ohne ordentliche Gerichtsverhandlung, hat er nicht bedacht. Letztlich aber kann sich doch die zarte Isabella, von Mara Amrita zielstrebig, aufrecht, aber oft auch mutlos und verzweifelt gespielt, durchsetzen, weil sich die Mächtigen durch ihr Verhalten selbst zur Strecke gebracht haben und der Herzog wieder zurückkehrt. So kommen am Ende Paare zusammen, die das vielleicht gar nicht so wollten: Claudio und Julia bleiben ungeschoren, Angela muß die schrille Prostituierte Mariana (Liljana Ellges) heiraten, obwohl diese sicher nicht ihren Vorstellungen einer adäquaten Partnerin entspricht, und Lucio bekommt einen schrägen Transvestiten im Leopardenlook. Da fallen ihm vor Schreck die Pommes frites runter. Aber der Leitspruch „Null Toleranz!“ besteht weiterhin, und die Willkür der herzoglichen Regierung wird wohl fort dauern. Auch wenn diese Inszenierung viele aktuelle Bezüge aufzeigte und im großen und ganzen überzeugte, man hätte vielleicht doch die Leitlinien Shakespeares für eine gelungene Aufführung etwas mehr beachten sollen: „...habt besonders im Auge, daß Ihr nicht die Mäßigung der Natur überschreitet. Denn alles, was übertrieben wird, widerspricht dem Zweck des Schauspiels, dessen Sinn es vom Anfang an bis heute war und ist, der Natur sozusagen den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge zu zeigen, der Schande ihr eigenes Bild, und einer jeden Phase und Form unserer Epoche ihre Gestalt und ihren Eindruck“. In diesem Sinn war manches vielleicht zu dick aufgetragen, aber das Premierenpublikum war recht zufrieden. ¶



Der Garten des Conte Giusti in Verona

Paradies gesucht

Teil 2

Von Ulrich Karl Pfannschmidt
Text und Foto

Als Goethe auf der italienischen Reise in Verona angelangt war, schrieb er am Abend des 17.09.1786 in sein Tagebuch: „Diese Zweige bracht ich aus dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypressen hat, die alle nadelförmig in die Luft stehn. (Die Taxus der Nördlichen Gärtnerey, spitz zugeschnitten, sind Nachahmung dieses schönen Naturprodukts). Ein Baum, dessen Zweige von unten bis oben, dessen ältester Zweig wie der jüngste gen Himmel strebt, der seine 300 Jahre dauert (nach der Anlage des Gartens sollen sie älter sein), ist wohl einer Verehrung wert. Sie sind noch meist von unten aus grün und es wären mehrere, wenn man dem Efeu, der viele umfaßt hält und die unteren Zweige erstickt, früher gesteuert hätte. Ich fand Capern an der Mauer herabhängend blühen, und eine schöne Mimosa, Lorbern in den Hecken etc. Die Anlage des Gartens ist mittelmäßig und gegen den Berg, an dem er hinaussteigt, kleinlich. Die Cypressen balanzieren allein noch die Felsen.“

Goethe war also keineswegs begeistert von dem Garten des Conte Giusti, der im 15. Jahrhundert angelegt, seine heutige Prägung um 1570 erhielt. Goethe kannte und bewunderte damals schon den Park von Wörlitz, der 1769 bis 1773 im neuen englischen Stil gebaut worden war, mithin verrät sein Urteil mehr über den Zeitgeschmack als über den Veroneser Garten. Friedrich Nietzsche, fast hundert Jahre später, am 13.3.1880, im Garten Giusti, empfing von der Schönheit des Gartens einen berausenden Eindruck. Neben anderen Parks in Italien wirkt er in der Tat bescheiden, nicht zu vergleichen mit der Pracht, die sich in Tivoli bei Rom oder in den Gärten von Frascati entfaltet. Ein besonderes Juwel ist der Park der Villa Lante in Bagnaja. Wenn man bedenkt, daß von den zahllosen Gärten, die in der Renaissance in Italien angelegt worden sind, sich vielleicht nur die bedeutendsten erhalten haben, dann gibt der Garten in Verona allerdings einen Hinweis, wie wir uns die untergegangenen vorstellen können. Die Renaissance als Wiedergeburt der Antike gebar auch einen neuen Menschentyp.

Ein Papst in der Familie kann nicht schaden

Befreit aus der Gebundenheit in der korporativen Gesellschaft des Mittelalters, auf seine eigenen Kräfte und sein eigenes Glück vertrauend, suchte er Reichtum, Macht, Ehre und Ruhm zu erwerben und, wenn es ihm gelungen war, den Erfolg zu zeigen. Wer etwas werden wollte, mußte Händler, Bankier, Condottiere oder Kardinal werden. Ein Papst in der

Familie konnte auch nicht schaden. So wie er sich im Portrait verewigen ließ, so begreift er auch den Bau der Villa mit Park als eine besondere Möglichkeit der Selbstdarstellung. Mit der Renaissance wurde auch der Typ des Angebers, des Protzen geboren. Vom Bankier Agostino Chigi, dem Erbauer der später Farnesina genannten Villa in Rom, erzählte man sich, er habe nach dem Bankett die goldenen Teller aus dem Fenster in den Tiber werfen lassen. Vermutlich verbreitete er das Gerücht selbst und ließ seine Diener heimlich das Geschirr wieder einsammeln. Ein frühes Beispiel von Public Relation. Der zeitliche Abstand und die Schönheit der gemalten, gebauten und gepflanzten Zeugnisse der Protzerei lassen uns die Sache mit großer Nachsicht betrachten. Aufstieg und Fall, Glück und Unglück lagen dicht beieinander. Gerade noch ein reicher Mann, plötzlich *banco rotto*. Gestern mächtig, morgen schon verbannt. Die Stadtburgen in Florenz und die Geschlechtertürme in San Gimignano oder Bologna versuchen den Wechselfällen des Schicksals zu trotzen. Das gewissermaßen göttliche Ordnungssystem des Mittelalters zerbrach in der Renaissance, aber eine verlässliche, neue Ordnung war so schnell nicht gefunden.

Als Refugium nicht öffentlich

Da wir die Welt nur aus Gegensätzen verstehen können - ohne Hitze wissen wir nicht was Kälte bedeutet - erträumt sich der Mensch der Renaissance ein Paradies, das Ordnung und Stabilität gewährt. Haus und Garten folgen Prinzipien, die um so strenger waren, je fragiler die Ordnung war. Beide wurden in der Renaissance als Einheit geplant und gesehen. Die Lage wurde mit Bedacht gewählt. Ein Gelände am Hang gestattete das Spiel mit dem Wasser und öffnete den Blick in die Landschaft. Gern fädelt man Haus und Garten an einer Mittelachse auf, die von einem zentralen Saal im Hause ausging. Ein System, das auf den Erbauer zentriert war. Einerseits diente der Garten dem Besitzer und seiner Familie, war also als Refugium nicht öffentlich zugänglich. Andererseits war er häufig so angelegt, daß man von außen hineinsehen und ihn bewundern konnte.

Der Garten wird in mehr oder weniger große Felder aufgeteilt, von Achsen getrennt, die wiederum einer hierarchischen Ordnung folgen. Es handelt sich um eine architektonische Anlage, deren Struktur und Gliederungen baulich ausgeprägt waren, selbst die Hecken werden im Sinn von Mauern gesetzt. Die pflanzlichen Elemente gewinnen im

Garten in Villandry in Frankreich



Lauf der Jahrhunderte mehr und mehr an Gewicht. Der klassische Garten ist ein durch und durch künstlicher Garten, von striktester Regelmäßigkeit, von Symmetrien geprägt. Mit der Natur hat er nicht mehr gemein, als daß man in ihm auch mit Pflanzen arbeitet. Ihr natürlicher Wuchs ist durch Schnitt und Zucht gebändigt und geformt.

Allerdings hat er einen Hang zum Gesamtkunstwerk. Nicht das Sehen allein gilt es zu befriedigen, das Spiel von Licht und Schatten, von Wärme und Kühle ist ebenso wichtig, wie das Rauschen der Blätter im Wind und der Duft des Laubes unter der Sonne oder im Herbst. In den Becken der Villa Lante spiegelt sich der Himmel, der Wind kräuselt die Oberfläche. In der Villa d'Este spritzen, sprühen, stürzen, rieseln und rinnen die Wasser – eine nicht zu übertreffende Inszenierung des Wassers. Selbst das Geräusch des tropfenden Wassers in den Grotten ist geplant. Kunstwerke schmücken ihn.

Das Volk ist ausgeschlossen

Eine zweite Konstante ist die soziale Nutzung. Man erging sich im Garten nicht allein, man lustwandelte in Gesellschaft. Er diente dem Spiel und der Unterhaltung, wie uns Giovanni Boccaccio überliefert. Die einfache Gliederung des Veroneser Gartens führt die Prinzipien vor Augen. Eine mittlere Achse, von hohen Zypressen gesäumt, teilt den Garten in zwei Hälften. Sie führt von der Durchfahrt des Palazzo kommend durch einen kleinen Hof in den Garten und steigt dann erst langsam, dann immer steiler zu einer riesigen, steinernen Maske an ihrem Ende auf. Beiderseits der Achse liegen im unteren Gebiet zunächst von Buchshecken geteilte, mit Brunnen und Statuen geschmückte Felder. Im linken kreuzen sich die Wege in gerader Weise, im rechten in gekrümmter Form. In den nächsten Feldern wechselt das Muster der Wege, links gekrümmt, rechts gerade, hier sogar noch verstärkt durch die Hecken eines großen Labyrinths als gesellschaftlichem Spielfeld. Nach dem ornamentalen Parterre folgt am Steilhang ein Wäldchen mit Grotten zum Rückzug und zur Meditation, bis man endlich über die Stiege eines Turmes oben eine Terrasse erreicht mit dem erstaunlichen Ausblick auf die Stadt Verona. Lauben, Pavillons boten Zerstreung oder luden zum Fest.

Was in Italien eher klein und intim begann, entwickelt sich in Frankreich zu riesigen, raumgreifenden Landschaftsparks. Das Abbild der zersplitterten Mächte in Italien weicht dem allumfassenden Anspruch des absolutistischen Zentralstaats in

Frankreich, wie er uns exemplarisch in Versailles begegnet. Wenn zunächst wie in Villandry der Garten durch Addition einzelner gleichberechtigter Gebiete entsteht, formiert sich nun alles entlang einer beherrschenden Achse, die sich das Land bis zum Horizont unterwirft. Der Park ist dem Fürsten und einem Heer von Schranzen, Höflingen und Dienern vorbehalten. Das Volk ist ausgeschlossen. Feste, Feuerwerke, Theater, Konzerte, Seeschlachten auf den Bassins belustigen Hof und Gäste. Der vierzehnte Ludwig scheut keine Kosten, Ruhm und Glanz als Sonnenkönig zu erwerben. In Versailles sollen an Schloß und Park zeitweise bis zu 35 000 Arbeiter gearbeitet haben. Die ungeheure Verschwendung zehrt den Staat aus, unter den Nachfolgern des Sonnenkönigs gingen viele Parks aus Mangel an Unterhalt zugrunde, den Rest erledigte die Revolution 1789. Der große, französische Landschaftspark versank im Rokoko, als die Menschen der anstrengenden Repräsentation müde, sich in die Intimität zurückzogen und sich mit den Schäferspielen selbst zum Inventar des Gartens machten. Das Paradies wandelte sich zur Liebesinsel, wie Watteau's „Einschiffung nach Kytera“ verrät, eines der Lieblingsbilder des Preußenkönigs Friedrich. Die Träume eines Monarchen, der in seinem Leben wohl Liebe und Frieden am meisten entbehrte, finden sich in diesem Bild ebenso wie auf den Terrassen von Sanssouci, einem sehr persönlichen Traum vom Paradies.

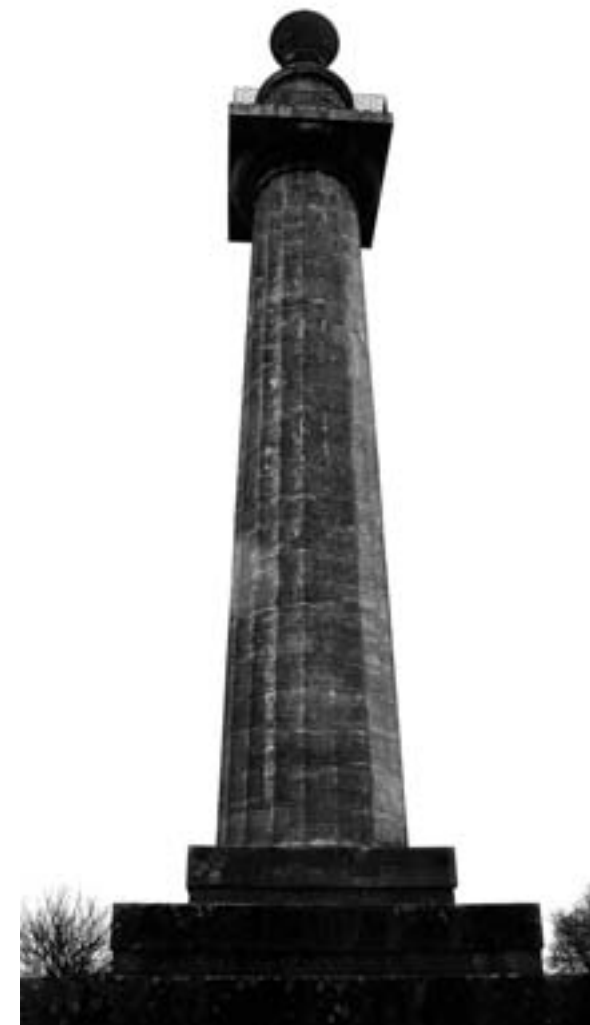
Der große französische Landschaftsarchitekt dieser Zeit, André Le Nôtre, er hatte übrigens Kunst studiert, hat in seinen Planungen eine Idee vollendet, die, von zeitgebundenen Formen unabhängig, einen Rahmen schafft, der Übersicht, Ruhe und Ordnung in der gesamten Anlage herstellt und Abwechslung, Kurzweil und Varietät in den Teilen. In Le Nôtres Bosketts herrscht Phantasie, Spieltrieb und Intimität. Auch die Bauwerke, Pavillons, Tempel und Schloßchen sind nicht als dauerhafter Schmuck des Parks gedacht. Was auf uns überkommen ist, ist nur der letzte Stand des Austausches. ¶

Aller Unbill zum Trotz

Die Gaibacher Konstitutionssäule

Text und Foto: Frank Kupke

Wann, wenn nicht jetzt, kann die Konstitutionssäule oberhalb von Gaibach als ein Lichtblick gelten? Und zwar gleich in doppelter Hinsicht: Sie ist Ausdruck des Trotzes gegen alle meteorologische Unbill dieser Tage – ob sie nun Sturmtief Joachim heißen oder Freie-Fahrt-für-den-Klimawandel-Konferenz in Durban. Und sie ist ein Ausdruck des demokratischen Trotzes gegen Autoritätsgläubigkeit – ob er nun „Gottesgnadenthum“ und Klerikalismus oder wirtschaftskonforme Demokratie heißt. Errichten ließ die Konstitutionssäule Franz Erwein Graf von Schönborn-Wiesentheid (1776–1840) in den Jahren 1821 bis 1828 zwar aus Freude über die 1818 von König Maximilian I. Joseph gewährte bayerische Verfassung. Aber das – übrigens nach den Plänen des Architekten Leo von Klenze (1784–1864) ausgeführte – Monument wurde selbstverständlich in Anwesenheit von König Ludwig I. am 22. August 1828 eingeweiht, wie es denn auch auf der Widmungsinschrift noch heute zu lesen ist: „Der Verfassung Bayerns, ihrem Geber Max Joseph, ihrem Erhalter Ludwig zum Denkmale.“ Und so fand denn der moderne, antimonarchische Geist, aus dem heraus die Konstitutionssäule in Wahrheit entstanden war, eher am 27. Mai 1832 seinen Ausdruck, als nämlich parallel zum berühmten Hambacher Fest im ansonsten eher beschaulichen Gaibach das sogenannte Gaibacher Fest stattfand. Fünf- bis sechstausend Teilnehmer sollen zum Gaibacher Fest gekommen sein, das in jenem weniger meteorologischen als vielmehr politischen Treibhausklima des Vormärz über die Bühne ging, und sollen aufgemuckt und liberale sowie demokratische Reformen gefordert haben. Für einen von ihnen hatte das fatale Folgen. Und zwar für den Würzburger Bürgermeister Professor Wilhelm Joseph Behr (1775–1851), der ebenfalls auf dem Gaibacher Fest gesprochen hatte. König Ludwig I. klagte Behr 1833 wegen Hoch- und Landesverrates sowie Majestätsbeleidigung an



und ließ ihn verhaften. Erst anderthalb Jahrzehnte später, bei der Abdankung des Königs – Stichwort: Lola-Montez-Affaire – im Revolutionsjahr 1848, kam Behr wieder frei. Indes, die lange Haft hatte ihn körperlich und mental zu Grunde gerichtet. Daran änderte auch nichts, daß er in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt wurde. Er verzichtete auf das Amt und starb drei Jahre später. Sein Leichnam wurden 1901 nach Würzburg übergeführt und hernach – 1935 – in einem Ehrengrab der Stadt Würzburg beigesetzt. Die Stadt schuf im übrigen anno 1983 die Behr-Medaille, die für Verdienste um Demokratie und Freiheitsrechte verliehen wird. ¶

Comics entdeckt

Zur Einstimmung auf den 15. Comic-Salon
in Erlangen

Von Sabine Kulenkampff
Foto: Achim Schollenberger

Nur noch sechs Monate wird es dauern, und wieder findet in Erlangen, nämlich vom 07. – 10. Juni 2012, der Internationale Comic-Salon in Erlangen statt, es wird der 15. sein. Bei zweijährigem Rhythmus also, schon seit fast 30 Jahren, erschüttert das von Erlangens Oberbürgermeister Balleis als „Epizentrum der graphischen Literatur“ bezeichnete Großereignis die comicliebenden Gemüter aufs Angenehmste. Der Comic-Salon ist inzwischen eine Institution von europäischer, wenn nicht weltweiter Bedeutung geworden. Die Erlanger Veranstaltung ist heute das etablierte Zentrum der Comicbranche, welches zunehmend auch große Verlage anzieht, die bislang nichts mit diesem Zweig der Kreativwirtschaft zu tun hatten. Doch auch neue, kleine Verlage wagen hier die ersten Schritte auf das internationale Parkett. Auf den Buchmessen in Frankfurt und Leipzig gibt es Comicabteilungen, die jedoch bestenfalls als Exposition zu dem, was alle zwei Jahre in Franken stattfindet, betrachtet werden können. Die Szene der Comicproduzenten und -rezipienten trifft sich hier, und längst hat der Markt den Wirtschaftsfaktor „Graphische Literatur“ entdeckt. Karl Sackmann, ein Altvorderer der deutschen Comicszene, dessen Name heute für einen der ältesten einschlägigen Verlage, comicplus+, steht, berichtete auf einem abschließenden Podiumsgespräch des letzten Salons am 06. Juni 2010 („Nach dem Salon ist vor dem Salon“), daß die Zahl derjenigen Menschen, die bereit sind, regelmäßig sehr viel Geld für Comics auszugeben, im siebenstelligen Bereich liegt und ständig zunimmt. Etwa zweitausend Neuerscheinungen kommen jährlich allein in Deutschland auf den Markt, schon wird gejamert, das sei ein Überangebot: „Heute hat der Comicsammler alles, wovon er 1985 träumte, und ist wieder nicht zufrieden,“ schmunzelte Sackmann darüber.

2012 werden wieder mindestens 25000 Besucher erwartet, und wer aktiv mitmachen will oder auch nur einen mehrtägigen Besuch der wichtigsten Messe für graphische Literatur im deutschsprachigen Raum in Erwägung zieht, der sollte langsam mit konkreter Planung beginnen! Deshalb hier zur Orientierung ein erster Überblick über Programm und Möglichkeiten: Bodo Birk, Leiter des Kulturprojektbüros in Erlangen, der mit seinem fünfköpfigen Team auch diesmal wieder einiges aus dem Hut zaubert, berichtet, daß zwar der Finanzhaushalt der Stadt Erlangen erst im Februar endgültig verabschiedet sein wird, jedoch aufgrund von Zusagen aller Parteien schon heute klar ist, daß der Salon in der bisherigen Form wird

stattfinden können. Folglich hat das neue Programm bereits deutliche Formen angenommen, wenn auch Feinheiten – etwa die Teilnahme bestimmter Comic-Stars – noch nicht ganz feststehen und erst nach endgültiger, auch finanzieller Klärung bekanntgegeben werden kann. Weitere Sponsoren werden noch gesucht, ebenso verhelfen auch kleine Unterstützungsbeiträge, wie sie etwa durch das Schalten einer Anzeige im Programmheft – es wird wieder eine Sondernummer des Comicmagazins Comixene sein – zu mehr finanziellem Spielraum.

Es wird mehrere Schwerpunkte geben, doch ganz besonders werden Comics aus dem arabischen Raum und aus dem sogenannten „Arabischen Frühling“ präsentiert werden. Im Mittelpunkt dieses Themas steht eine Unternehmung des Goethe-Instituts in Kairo, welches als das zentrale Goethe-Institut für Nordafrika und dem Nahen Osten gilt. Direkt am Tahir-Platz wurden bereits zwei Sitzungen eines dreiteiligen Masterclass-workshops mit der bekannten Zeichnerin Barbara Yelin („Gift“ mit Peer Meter) veranstaltet. Professionelle ägyptische Zeichner arbeiten gemeinsam mit Zeichnern aus anderen Ländern des arabischen Raums daran, die Zeiten der Veränderung, den Aufbruch zur Demokratie in Wort und Bild zu Papier zu bringen. Hierbei, so betont Birk, geht es nicht darum, plakative „Revolutionscomics“ herzustellen – dieses Wort möchte er explizit vermieden wissen. Es sollen vielmehr verschiedene Blickwinkel auf das aktuelle Geschehen und auch auf das Alltagsleben im arabischen Raum aus diesem selbst und von außen, aus den sogenannten westlichen Ländern auf Nordafrika und den Nahen Osten verdeutlicht werden. Dieses Projekt des Goethe-Institutes und seine Ergebnisse werden auf dem Salon 2012 vorgestellt und mit einem weiteren workshop fortgeführt. Im weiteren wird es verschiedene Einzelausstellungen geben, die, wie immer im Salon, überwiegend Künstler- und nicht Themenausstellungen sein werden. In zeitlich nächster Nähe zum 15. Comic-Salon feiert Spiderman seinen 50. Geburtstag!

Es wird eine Ausstellung von Originalzeichnungen aus diesen 50 Jahren geben, für die das Kulturprojektbüro mit Sammlern aus ganz Europa zusammenarbeitet, es werden dabei die Arbeiten der bedeutendsten Zeichner aus einer langen Mitarbeiterliste des Spiderman-Lebens gezeigt, welche diesen Comic entscheiden geprägt haben. Mehrere andere, historisch und thematisch interessante Einzelausstellungen, Veranstaltungen und Themen werden wir in der/den nächsten nummer[n] vorstellen. ¶

✂ Short Cuts & Kulturnotizen ✂

Eine musikalische Institution, die aus Würzburg nicht mehr wegzudenken ist, feierte 2011 ihr 50jähriges Bestehen: der **Bachchor**. Gegründet wurde er 1961 von Günter Jena; der initiierte 1968 die **Würzburger Bachtage**; dabei wirkte der Chor entscheidend mit und profilierte sich auch weit über die Region hinaus als führender Klangkörper. Ab 1974 leitete Heribert Breuer den Bachchor, und seit 1979 ist **Christian Kabitz** als Kantor an St. Johannis dessen Nachfolger in dieser Aufgabe; außerdem leitet er seitdem die Würzburger Bachtage. Diese sind der Höhepunkt in einem jährlichen Konzertreigen mit etwa 10 Aufführungen, denn da gestaltet der Bachchor die zwei Oratorienabende und Festgottesdienste. Für größere Projekte hat sich der Bachchor mit bis zu 80 aktiven Mitgliedern auch erfolgreich zusammengetan mit dem Cäcilienchor Frankfurt, dem Münchner Bachchor und dem Bachchor Heidelberg; Tourneen in Deutschland und im Ausland sowie diverse Einspielungen haben den Chor bekannt gemacht.

2011 aber feierte der Chor im Rahmen der Bachtage sich selbst und sein Jubiläum mit einem Oratorium, das als Inbegriff festlicher Barockmusik gilt, mit Händels „Messiah“. Schon oft standen große Oratorien auf dem Programm des Chors, man erinnere sich nur an den szenisch aufgeführten „Samson“ – beeindruckend dicht. Nun also besann man sich wieder auf den so wunderbar in die Weihnachtszeit – jedenfalls im ersten Teil – passenden „Messiah“. Ursprünglich wurde er im Theater und in Festsälen aufgeführt, erst nach neun Jahren in einer Kirche; und nach Händels Tod gab es riesenhaft besetzte Aufführungen, etwa 1784 in Westminster Abbey mit einem Chor von 300 Sängern. Der Würzburger Bachchor in St. Johannis trat natürlich kleiner dimensioniert auf, was durchaus üblich war auch zu Händels Zeiten, denn man paßte die Zahl der Mitwirkenden Raum und Akustik an. Auch das Barockorchester „La Banda“ ist nicht üppig besetzt. So wird durch die Transparenz der Stimmen und Instrumente weniger Überwältigung als vielmehr geistliche Durchdringung erzielt. Für die meisten Menschen ist der jubelnde „Halleluja!“-Chor am Ende des 2. Teils der Höhepunkt des Ganzen, das ja eigentlich kein Oratorium, sondern eine dreiteilige Paraphrase über die Erlösung der Menschheit ist. Vom „Halleluja!“ erwartet sich der Hörer denn auch mitreißende, strahlende Kraft, ein

feierlich-festliches Erlebnis. Leider aber wurde diese Erwartung bei der Festaufführung zum Jubiläum nicht erfüllt. Alles schien etwas verhalten, wie von einem matten, sanften Schleier überzogen. Schon beim „Wonderful“-Chor im 1. Teil, nach der frohen Heilsbotschaft der Geburt Christi, hatte sich dies angekündigt; auch hier fehlte etwas der Glanz. Woran es lag? Möglicherweise daran, daß das Klangbild eher weich war, die Höhen eher flach, weniger rund und hell geschliffen kamen und auch die fugierten Teile im weiteren Verlauf des „Messiah“ leicht verwischt wirkten. Seltsamerweise schien überhaupt die ganze Darbietung etwas gespalten, irgendwie innerlich zerrissen. Christian Kabitz dirigierte zwar mit viel Einsatz und im richtigen Tempo, aber die oft etwas „harte“, harsche Spielweise des Orchesters, die wenig überzeugenden solistischen Partien der vibratolos geführten Geigen waren dem harmonischen inneren Zusammenhalt nicht allzu dienlich. Dazu kamen die Pausen, wenn sich der Chor erhob oder setzte. Manches gehört da einfach enger zusammen, entwickelt sich auseinander heraus, etwa der Übergang von der Tenorarie „Every valley“ zum Chor „Glory of the Lord“. Dagegen wurden im 2. Teil, in dem die Erlösungstat des Messias geschildert wird, vom Chor heftige rhythmische Akzente gesetzt; das „Lift up your heads“ gefiel hier durch seine durchsichtige Gestaltung und den steigernden Aufbau. Kontrastreich, fast etwas hastig geriet „Since by man come death“ im 3. Teil, dem Dank an Gott für seine Erlösungstat. Der Schlußchor dieses Hymnus zum Preis Gottes schien zuerst verhalten, die Fuge trotz starker Betonung etwas wenig präzise, und dem „Amen“ fehlten wieder Glanz und Nachdruck. Dafür brillierten die Solisten. Sie steuerten strahlende Abrundung bei. Alle Stimmen überragte der ausgezeichnete, international tätige Baß Martin Snell aus Neuseeland; seine kräftige, volle, angenehm dunkle Stimme machte seine Arien und Rezitative zum Genuß. Ihm zur Seite stand Thomas Michael Allen, ein Tenor mit durchsetzungsstarker, gerade geführter Stimme und viel Ausdrucksvermögen. Hanna Elisabeth Müller, eine noch junge deutsche Sängerin imponierte mit ihrem kraftvoll runden Sopran vor allem in den strahlenden Höhen, die sie manchmal noch extra forcierte. Patrick van Goethen, Altus aus Belgien, war kurzfristig eingesprungen und löste die Aufgabe mit sicherer, aber etwas flach geführter



OTHELLO

BALLET VON ANNA VITA NACH WILLIAM SHAKESPEARE
 URAUFFÜHRUNG | AB 21. JANUAR 2012 → GROSSES HAUS
 MAINFRANKEN THEATER WÜRZBURG

Karten: Tel. 0931 / 3908-124 | www.theaterwuerzburg.de

Stimme. Insgesamt war „The Messiah“ in der St-Johannis-Kirche aber ein erhebendes Hörerlebnis, wenn auch der Chor, dem mit Riesenbeifall gedankt wurde, etwas in die Jahre geraten schien. Bei einem 50-jährigen kein Wunder. [rf]

Regensburger Spitzenchor gastiert in Würzburger Augustinerkirche Am Sonntag, den **8. Januar 2012** gastiert das **Vokalensemble Cantabile Regensburg** unter der Leitung von Matthias Beckert um 15 .00 Uhr in der **Augustinerkirche Würzburg**. Der gemischte Chor hat bereits in den vorangegangenen Jahren mehrmals an dieser Stätte konzertiert und das Publikum begeistert. Das Regensburger Spitzenensemble präsentiert Chormusik von di Lasso, Gabrieli, de Victoria, Praetorius, Buchenberg, Whitacre und verspricht seinem Publikum wieder einen Konzertgenuss. Der 30-köpfige gemischte Chor gehört zu den Aushängeschildern der deutschen Chorszene.



Cantabile Regensburg überzeugt durch seinen homogenen Chorklang, der in Fachkreisen vielfach gelobt wird. Zahlreiche Auszeichnungen bei renommierten Wettbewerben im In- und Ausland bestätigen das hohe Niveau des Ensembles: 2009 wurde das Vokalensemble mit dem Prädikat „hervorragend“ beim Bayerischen Chorwettbewerb ausgezeichnet und erzielte beim Deutschen Chorwettbewerb 2010 in Dortmund einen hervorragenden Platz. 2011 wurde Cantabile Regensburg beim 12. Internationalen Kammerchor-Wettbewerb in Marktoberdorf als „International gut“ eingestuft. Zahlreiche CD-Ersteinspielungen, u.a. mit Werken von Heinz-Werner Zimmermann und Wolfram Buchenberg dokumentieren das hohe musikalische Niveau des Kammerchores. [fk]

Karten zu diesem besonderen Konzertevent mit dem hochklassigen Ensemble gibt es im Vorverkauf im Musikhaus Deußler, Karmelitenstraße 34, 97070 Würzburg, Tel: 0931-804747555



Jch fühl' mich wohl.



Wäsche & Mode hautnah!

Schmalzmarkt 5 · Würzburg
Tel. 0931-5 23 04

Wir führen BHs in den Größen
65 - 110, Cup A - I

KARL MAYS

Tr a u m w e l t e n

Grafik, Illustrationen von Winnetou & Co.

Sonderausstellung
6. Nov. 2011 - 22. Jan. 2012
Knauf-Museum Iphofen



Knauf-Museum Iphofen, Am Marktplatz, 97343 Iphofen • Tel.: 0 93 23 / 31 - 5 28
oder 0 93 23 / 31 - 6 25 • Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr
Sonntag 11 bis 17 Uhr www.knauf-museum.de